

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

24.7.1927 (No. 30)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 30



24. Juli 1927

Hermann Schauble / Laharpe, einer der Helden  
des Napoleonischen Zeitalters.\*

Es ist ungemein anziehend für den Geschichtsfreund, in diesem Buche das Zeitalter der Revolution, Napoleons und der Restauration einmal von dem Standpunkt eines hervorragenden Schweizer aus mitzuerleben. Die Schweiz erscheint im 18. Jahrhundert als einer der geistigen Brennpunkte Europas, als das Land eines edlen Philanthropismus, der nicht nur auf das materielle Wohlfühlen, sondern auch auf die geistige Hebung der Menschen gerichtet war. Sie hat große Pädagogen hervorgebracht wie Melin und Pestalozzi. Ihnen zur Seite läßt sich Laharpe stellen, wenn auch freilich das Schicksal keinen Volks-, sondern einen Fürstenerzieher aus ihm machte. Derselbe Mann wird zum glühenden Verfechter der Volksrechte seiner engeren Heimat, des Waadtlandes, und zu einem Politiker von mächtiger Leidenschaft, zu einem jener Dämonen, deren die Vorsehung sich bediente, um den Dämon Napoleon zu stürzen.

Es ist das Verdienst Voetlings, in meisterhafter Schilderung die Bedeutung Laharpes in helles Licht zu setzen und damit die Nelke der Heldengestalten jenes großen Zeitalters um eine ebenbürtige zu vermehren. Im folgenden kann nur ein dürftiger Umriss dieses großen Lebensganges gegeben werden.

Laharpe stammt aus einer angesehenen Waadtländer Familie und ist 1754 in Rolle am westlichen Gestade des Genfer Sees, zwischen Lausanne und Genf, geboren. Seine Schulbildung erhielt er in der vorbildlich geleiteten Erziehungsanstalt Valdensheim in Graubünden, einer freien Schulgemeinde. „Auf Freiheit und Gleichheit gestellt, sollten die Jünglinge zugleich zu strengen, folgerechten Republikanern und zu begeisterten, hingebenden Menschenfreunden erzogen werden, um im Dienst des Gemeinwohles aufzugehen.“ Laharpes angeborene Richtung befestigt sich. In Tübingen studiert er Rechtswissenschaft und läßt sich in Lausanne als Rechtsanwalt nieder. Er beginnt einen leidenschaftlichen und zähen Rechtskampf mit den „Verner Herren“, jener starren Aristokratie, die seit Jahrhunderten die Waadt als rechtloses Untertanenland regierte. Er muß aber zuletzt einsehen, daß er gegen einen Felsen anrennt. Seine Heimat ist ihm verleidet, und wir finden ihn bald auf Reisen als Mentor eines jungen Grafen Ranskoj, des jüngeren Bruders eines Günstlings der Kaiserin Katharina II. Durch diesen knüpft sich die schicksalsvolle Beziehung Laharpes zum russischen Kaiserhof an. Bald beruft ihn Katharina als Erzieher ihrer Enkel, der kleinen Großfürsten Alexander und Konstantin, über den Kopf des Vaters, des Großfürsten Paul hinweg. In der Kaiserin selbst ist pädagogisches Blut. Sie arbeitet eine ausführliche Instruktion für die Erziehung der beiden Kinder aus. In Laharpe findet sie einen Diener von stolzer Unabhängigkeit. „Auf nichts tat er sich mehr an, war er stolzer, als auf die Art, wie er seinen Geschichtsunterricht erteilte, um seine ethisch-politischen Grundsätze möglichst eindrucksvoll zu machen. Er konnte und wollte dabei vor allem nicht den Freistaatler und den Befürworter menschlicher Gleichheit verleugnen.“ Während Konstantin wenig erziehbar war, fand Laharpe in Alexander eine schöne Seele von größter Bildungsamkeit und einen hingebenden Jünger — beinahe fürs Leben. Von 1784 an hat er ein Jahrzehnt die Erziehung in Händen, ohne sie doch so zum Abschluß bringen zu können, wie es seinen hohen Forderungen entsprach. Insbesondere kam ihm die Verlobung des

Prinzen mit Luise von Baden, die als Großfürstin den Namen Elisabeth erhält, im Alter von 16 Jahren viel zu früh. Gleichviel, er hat in Alexander den Entschluß geweckt, ein Volkstäter zu werden, der in seinem Lande dereinst die „Revolution von oben“ durchführen würde.

Laharpe konnte die Art, wie Katharina II. den Vater seiner Zöglinge in Unmündigkeit hielt, nicht billigen. Während sie die Kinder dem Vater völlig zu entfremden strebte, suchte er, obwohl Paul ihn als „Jakobiner“ keines Blickes würdigte, eine Annäherung zustande zu bringen. Das führte zu seiner Ungnade und zur Entlassung, die der stolze Waadtländer „mit der Ruhe eines guten Gewissens“ entgegennahm, obwohl ihn die Trennung von Alexander tief schmerzte.

Er muß Rußland verlassen. Auf Berner Gebiet kann er nicht zurückkehren, so siedelt er sich denn 1795 bei Genf an.

Die französische Revolution hat sich um diese Zeit zur Direktorialverfassung durchgefunden. Laharpe erkennt, daß der Augenblick gekommen ist, die alte aristokratische Schweiz zu zerbrechen. Etwa gleichzeitig mit dem Basler Oberzunftmeister Peter Döbs findet er den Mut zu dem Entschluß, die Franzosen gegen die Verner Herren ins Land zu rufen (1797). Er hat damit eine ungeheure Verantwortung auf sich genommen, hat die Schweiz in eine Folge heftiger Erschütterungen hineingeführt, die dann Napoleon den Anlaß gaben zu jener Mediation (1803), die ihn zum unbedingten Herrn der Schweiz macht, in der aber doch die Bundesgenossen und die Untertanenlande ihre 1797 errungene Gleichberechtigung mit den alten Kantonen behaupten. Laharpe ist durch seine Tollkühnheit doch der „Anbahner der modernen Schweiz“ geworden.

Zunächst wird er in das nach französischem Muster eingerichtete Direktorium berufen. Aber bald gerät er in eine unhaltbare Lage. Nach dem „Gesetz, wonach er angetreten“, muß er, der eifersüchtig über die Selbständigkeit der Helvetischen Republik wacht, doch auch weiterhin Anlehnung an Frankreich suchen. Der Erste Konsul Napoleon aber erblickt seinen Vorteil darin, daß die Anhänger der alten Staatsform denen der neuen die Lage halten, und so die Schweiz willenlos wird. Deshalb läßt er Laharpe fallen, und dessen Gegnern gelingt es, ihn zu stürzen (1800). Er flüchtet, und Napoleon gewährt ihm schließlich Schutz. Laharpe bewohnt nun ein vor kurzem erworbenes Landgut in der Nähe von Paris. Auf die ein- einhalb Jahre seiner Regierungszeit als helvetischer Direktor zurückblickend, konnte er sich schwerlich der Erkenntnis verschließen, daß das Regieren nicht sein Fall sei. Er war nicht nur zu reißbar, zu hastig und zu heftig, sondern — um Napoleons so beliebten Ausdruck zu gebrauchen — zu sehr Ideologe. Wie aber, wenn der Ideologe über den raffiniertesten Politiker, über Napoleon Bonaparte selbst, zuletzt doch noch obliegen sollte?

Bald hat er eine Unterredung mit dem Ersten Konsul in der Malmatson. Er scheidet aus ihr, überzeugt von dem unersättlichen Egoismus des Korren und als sein unveröhnlicher Gegner. In Napoleon wird einst spät auf Elba die Erinnerung dieser Stunden wieder auftauchen, und er wird gestehen, daß der biedere Schweizer ihm mehr als eine Wahrheit gesagt habe, die er besser getan hätte zu beherzigen.

Laharpe soll bald Gelegenheit finden, seinen Haß zu betätigen. 1801 wird der Zar Paul I. auf grauenvolle Weise von Offizieren seiner Garde ermordet. Alexander, der Thronfolger, hatte in die

\*) Friedrich Caesar Laharpe von Arthur Voetling. Verlag Ernst Bircher, N.-G., Bern und Leipzig.

Entfernung seines geisteskranken Vaters von der Regierung ein- gewilligt, aber ausdrücklich bedungen, daß ihm nichts zuleid ge- schehen dürfe. Alexander ist tief erschüttert. Die Ideen Saharpes gewinnen neues Leben in ihm. Er ist fest entschlossen, der unselbige Vater soll der letzte Alleinherrscher Rußlands gewesen sein. Ge- stützt auf einige gleichgesinnte Freunde, will er das Verfassungswerk sofort beginnen. Saharpe bestärkt und zügelt. Alexander, so schreibt er dem Bögling, kaum daß die Nachricht von Pauls Tode Frankreich erreicht hat, solle sich in seinem Entschlusse, der Willkür des Alleinherrschers ein Ende zu machen, durch nichts beirren las- sen. Doch bald fügt er, nicht minder eindringlich, die Lehre bei, nur als Alleinherrscher könne Alexander das Verfassungswerk durchführen, und ein Menschenalter müsse vergehen, bis die Zeit reif sei, es in Kraft zu sehen. Und schon in jenem ersten Schreiben heißt es zum Schluß: „Das erste Bedürfnis Ihres Volkes, Eure, ist der Friede. Sie sind mächtig genug, diesen denen aufzundtügen, die von der Sucht der Eroberungen geplagt werden. Keiner darf sich die Unterstellung erlauben, daß ein Kaiser von Rußland dem Ehrgeiz eines anderen, welches auch die Maske sein sollte, deren dieser sich zur Verführung bedient dienen könne oder solle. Der Friede allein kann Ihnen die Mittel an die Hand geben, den un- sterblichen Plan zu verwirklichen, der das Hauptziel Ihrer Regie- rung sein muß.“ Fürwahr, ein großartig klar geschautes Pro- gramm innerer und auswärtiger Politik, und Saharpe hat es mit leidenschaftlicher Gradlinigkeit festgehalten von 1800 an bis zum Sturz des Feindes.

Alexander, 24jährig, lebhaft von Gefühlen und Ideen aufge- wühlt, kann die persönliche Nähe des Mentors nicht entbehren und ruft ihn zu sich nach Petersburg. Im August 1801 erfolgt das Wiedersehen. „Von dem Empfang“, heißt es in einem Briefe Sa- harpes, „den er mir bereitere, kann ich keinen Begriff geben. Ich selbst war sehr bewegt und bin beim Empfang seiner Liebkosungen fast ohnmächtig geworden. Dieser moderne Marc Aurel stürzte sich mir entgegen und überströmte mich, indem er mich in seinen Armen hielt, während mehrerer Minuten mit seinen Tränen, in- dem er mich immer wieder seinen Freund, seinen treuen Freund hieß und mir kaum Zeit ließ, zur Besinnung zu kommen.“

Dennoch währte sein Aufenthalt in Rußland diesmal kaum ein Jahr. Die jugendlichen russischen Freunde Alexanders wach- ten eifersüchtig darüber, daß der Westeuropäer auf die inneren Reformen, um die es sich für jetzt handelte, keinen Einfluß ge- winne. Saharpe nahm im Sommer 1802 zum zweiten Male Ab- schied u. ging wieder nach Frankreich. Immer wieder sucht er von hier aus in seinem Bögling die Auffassung über Napoleon zu befestigen, die sich in ihm selbst unverrückbar festgestellt hatte: daß mit diesem Feind kein schiedliches Auskommen möglich sei, und daß nur durch seinen Sturz Europa befriedet werden könne. Er befürwortet warm den Anschluß an Preußen gegen den Korsen. Bei der be- rühmten Zusammenkunft Alexanders mit Friedrich Wilhelm in Berlin im Spätherbst 1805 und bei dem Gelbnis am Sarge Fried- richs des Großen ist er im Geiste zugegen. Aber nun folgt Auster- litz. Trotz Preußens Schwacher und zweideutiger Haltung in der folgenden Zeit hätte ihm die Waffenhilfe des Verbündeten und Freundes nicht gefehlt, wenn es nicht in übertriebenem Selbst- gefühl den unvermeidlichen Waffengang, statt ihn zu verabsagern, beschleunigt hätte.

Zu Tilfit aber wich der Geist des Mentors von Alexander, und er erlag den Sirenenfängen des überlegenen Gegenpielers. Alexanders jäher Frontwechsel und sein Bündnis mit Napoleon waren eine drastische Absage an Saharpe, der sich abgetan erachten mußte. In der Tat hat er mit inarimmigem Schmerz seinen Bög- ling aufgegeben.

Von 1808—1811 sind die Beziehungen abgebrochen. Sie wer- den neu geknüpft, sobald der von Saharpe so lange vorausgesehene Endkampf um die Freiheit Europas herannahet. Bemundernswert ist die Klarheit der Voraussicht, die sich nun gleich in einer Denk- schrift Saharpes vom Mai 1811 zeigt: es sei im Kampfe gegen Napoleon unerlässlich, die Befreiung Deutschlands ins Auge zu fassen. Von der Aufrichtung eines Deutschen Reiches hänge die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichtes ab. Um aber diese Rolle zu spielen, müsse Deutschland eine kraftvolle Verfas- sung erhalten. Und wie staunen wir nun, wenn wir sehen, daß auch dieser geistig ganz zum Franzosen gewordene Schweizer sich schon vor dem russisch-französischen Krieg den Kopf zerbricht über das Problem einer deutschen Gesamtverfassung, mit dem damals die edelsten Deutschen gerungen haben.

Noch in letzter Stunde fehlen Saharpes Mahnungen an Alexander nicht (Schreiben vom Februar 1812). „Der Zeitpunkt ist gekom- men, den ich vor vier Jahren Ihnen voraussaate: es gilt zu wählen zwischen der Unabhängigkeit und der Knechtschaft . . . Selbst wenn Ihre 300 000 tapferen Soldaten allesamt besiegt und vernich- tet wären, würde der Sieger deswegen noch nicht am Ziele sein . . . Rußland würde nicht unterjocht sein, selbst wenn Alga, St. Peters- burg und Moskau in der Gewalt des Feindes wären . . . 2 000 000 Milizen und russische Guerillas, von ihrem Kaiser angefeuert, ge- führt von Tapferen, die seine Festigkeit zur Ausdauer anhalten wird, würden dem Eroberer seine ersten Erfolge teuer zu stehen kommen lassen, und dessen Untergang würde unfehlbar sein, vor- ausgesetzt, daß Sie mit Ruhe und Voraussicht alles vorbereitet haben, um den Krieg in die Länge zu ziehen . . .“

In dem nun beginnenden Kampf erstieg Alexander die Höhe seines Lebens. Nach dem Brande von Moskau waren Bruder und Mutter, war der ganze russische Hof für das Nachgeben, mit Aus-

nahme des Zaren selbst und seiner von ihm so oft gekränkten, hel- denmütigen badischen Gemahlin Elisabeth, „der es das russische Wesen, die ganze Volksart so angetan hatte, daß sie, ähnlich Katha- rina, sich mit dem russischen Volke eins fühlte!“ In seiner Not und Vereinsamung hat sich Alexander damals vom Deismus abge- wandt und der Bibel und dem Christentum zugewandt. So hoch man aber auch die Kräfte anschlägt, die er aus dieser Umkehr ge- wann, er bekennt es selbst, daß er in den verzweifeltsten Augen- blicken auch der Mahnungen des Erziehers eingedenk gewesen ist. Freilich lag in der neuen religiösen Richtung des Bögling auch der Keim der Entfremdung.

Mitten im Siegeslauf der Verbündeten treffen sich beide wie- der im Hauptquartier zu Langres Anfang 1814. Alexander kuldiat dem Mentor vor aller Welt als seinem geistigen Vater, dem er das Beste verdanke, was er in sich habe. Vertraulich begegnen sich hier auch die drei Männer, die unter den Zivilisten des Haupt- quartiers die leidenschaftlichsten Feinde Napoleons waren: Sa- harpe, der Freiherr vom Stein und Pozzo di Borgo. Daß Alex- ander der eigentliche Besieger Napoleons war, bezeugt der Reichs- freiherr in einem Brief von Langres an seine Frau: „Nächst der Vorsehung verdanken wir alles dem Kaiser Alexander, dem es durch seine edle Ausdauer und seinen wohlwollenden ritterlichen Charakter so viele Hindernisse jeder Art zu übersteigen gelungen ist.“ Und etwas später: „Man kann nicht ermüden darüber zu staunen, bis auf welchen Punkt dieser Fürst der Eingebung, der Aufopferung, der Begeisterung für alles Große und Edle fähig ist. Möge es dem Gemeinen und Niedrigen nicht gelingen, seinen Flug zu lähmen und zu verhindern, daß Europa nicht das Glück in sei- nem ganzen Umfange genieße, welches ihm die Vorsehung berei- tet . . . Sein ehemaliger Erzieher Saharpe ist hier angekommen; es ist rührend zu sehen, wie ehrfurchtsvoll der Kaiser ihn behan- delt. Er stellt ihn mit den Worten vor: „Er ist mein zweiter Vater, wenn ich etwas wert bin und etwas weiß, so verdanke ich es ihm.“

Bald lenkt Alexander unter mystischen Einwirkungen in die Bahn der Heiligen Allianz ein, die endgültige Entfremdung der beiden Menschen, die durch ihr Zusammengehen so Mächtiges in der Welt gewirkt hatten, konnte nicht ausbleiben, vollends als in Troppau 1820 Alexander unter den Einfluß Metternichs kam. Er wich seitdem jeder Begegnung mit Saharpe aus, er schweig sich ihm gegenüber so völlig und andauernd aus, daß er auf keine sei- ner Zuschriften überhaupt antwortete. „Die Metamorphose des Titus und des Marc Aurel“, so klagt Saharpe 1822 einem Schwei- zer Freunde, „den ich gemeint hatte zum Reformator eines großen Reiches von 45 Millionen gebildet zu haben, ist der größte Schmerz meines Lebens . . . Denken Sie sich zwei Freunde, die sich offenen Herzens über die für Millionen von Menschen wichtigsten Fragen aussprechen und in ihren Entschlüssen übereinkommen. Der eine von ihnen hat die Macht und den Willen, das Vereinbarte zu ver- wirklichen. Der andere entfernt sich auf kurze Zeit; als er wie- derkehrt, um die Unterhaltung aufzunehmen, ist alles — ver- schwunden. Ein ungeheurer Abgrund hat zugleich den Unterredner und seine Pläne verschlungen. Vergeblich suchen seine Blicke in den Abgrund zu dringen. Vergeblich ruft er und horcht auf, um irgend einen Laut zu vernehmen, — alles ist dahin! Vom Schmerz be- wältigt, bleibt er wie versteinert stehen, sprachlos, händeringend, am Rande des Abgrundes, der alle seine Hoffnungen, sein 40jäh- riges Bemühen verschlungen hat! Ach, glauben Sie mir, es ist dies ein grausames Entgelt für einige edle Befriedigungen früherer Zeit.“

Doch die Lebenskraft des ewigen Jünglings ist nicht gebrochen. Seinen Lebensabend verbringt er am Genfer See. 78jährig ver- teidigt er sich schlagfertig und prägnant gegen eine Schmähschrift, die ihm jene Tat seiner Jugend vorrückt, als er die Franzosen ins Waadtland rief. Im Frühling des Jahres 1838 ist er ver- schieden.

Gehört Saharpe der Weltgeschichte an? Mit anderen Worten, gehört er zu den Männern, welche die Lavine ins Rollen gebracht haben, die den Korsen unter sich begrub? Alexanders Verdienst ist durch das Zeugnis des Freiherrn vom Stein zweifelsfrei. Das Verdienst des Freiherrn selbst? Er war in den beiden entschei- denden Augenblicken, da Moskau brannte und da es sich fragte, ob man den Krieg über die russische Grenze tragen solle, dem Zaren nah. Seinen Einfluß auf diesen im ersten Zeitpunkt zu bemessen, fehlt uns jeder Anhalt. Im zweiten Zeitpunkt ist der bestimmende Ein- fluß Steins so gut wie sicher. Stein hat damals eine Denkschrift an den Zaren gerichtet, in der er ihm die Entlassung Romanzows, des Hauptes der Friedenspartei in Rußland, empfahl, und nachdem er sich mit dem Zaren noch einmal mündlich darüber besprochen hatte, wurde Romanzow wirklich entlassen, und der Kaiser begab sich im Dezember 1812 zu seinem Heere. Und nun endlich der Ein- fluß Saharpes? Freilich weilte dieser dem Zaren fern. Daß aber sein Geist gegenwärtig war, bezeugt ein Brief Alexanders aus Freiburg unmittelbar vor der Ueberschreitung des Rheins: „Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß wenn neben dem Werke der Vorsehung einige Ausdauer und Energie, die ich zu betätigen seit zwei Jah- ren in der Lage gewesen bin, der Sache der europäischen Unab- hängigkeit nützlich gewesen sind, ich es Ihnen und Ihrem Unter- richt verdanke. Ihr Andenken ist mir in den schweren Augenblicken ständig gegenwärtig gewesen, und der Wunsch, mich Ihrer Obforge würdig zu erweisen, Ihre Achtung zu verdienen, hat mich aufrecht erhalten.“

Und so hätte einmal ein Erzieher greifbar auf den Gang der Weltgeschichte eingewirkt, ein Fall, für den sehr schwer ein zweites Beispiel gefunden werden dürfte.

## Theodor Humpert / Neue Beiträge zur Biographie Jakob Kasts.

Unter die sechs bedeutendsten Männer, die das Murgtal hervorgebracht hat, ist der markgräflich badische Kammerrat u. Murgschiffer Jakob Kast von Hörden zu zählen, der Stammvater der meisten späteren Murgschifferfamilien. Nach den Aufzeichnungen seines Urenkelsohnenfels, des Spezialrats Hartmann (Leben und Taten der drei Bürger Badens J. Kast, J. N. von Nidda und A. Mindenschwender, Karlsruhe 1811) war er ums Jahr 1540 geboren, und zwar in Hilpertsau bei Gernsbach, wie eine Aktennotiz aus dem 17. Jahrhundert (Generallandesarchiv Karlsruhe) besagt. Dort wohnte um dieses Jahr ein Christoph Kast, und es kann angenommen werden, daß dieser der Vater Jakob Kasts gewesen ist. Jakob Kast war verheiratet mit einer Ursula Kellerin von Hörden. Sein Wohnsitz war zeitweilig in Hörden. Beim Uebertritt seiner Landesherren, des Markgrafen von Baden-Baden und des Grafen von Eberstein, zur Lehre Luthers folgte auch er als Leibeigener und verblieb trotz des häufigen Religionswechsels in der Grafschaft dabei bis zu seinem Tod.

Frühzeitig wandte er sich dem Schifferhandel zu und erwarb sich im Laufe seines Lebens ein für die damaligen Verhältnisse ganz gewaltiges Vermögen, das in Liegenschaften, Bordgerechtigkeiten, Waldungen und Holzwaren bestand, ein nützlich, umsichtiger, beweglicher Geschäftsmann von sprichwörtlicher Vleberkeit und großem Kunstverständnis. Sichtbares Zeichen davon ist das noch heute stehende Kastische Stammhaus in Hörden an der Landstraße gegenüber der heute nicht mehr bestehenden Kastischen Sägemühle („Kastensäge“). Es ist ein zierlicher Fachwerkbau auf einem Sandsteinsockel aus dem Jahre 1594 und trägt folgende Inschrift:

Gott forchten ist die Weisheit,  
die reich macht und bringt  
alls Guts mit sich.  
Anno dom. MDLXXXIII.

Ein schöner, mit reicher Bildhauerarbeit versehener Torbogen aus Sandstein im Stil der Renaissance führt auf den gepflasterten Hof des alten Herrenhauses. Weinreben schlingen sich über das feingegliederte Fries und um das hauswärts stehende Kapital. Eine Freude für jeden Kunstfreund!

Daneben war Jakob Kast noch Bankier für Fürsten, Klöster, Städte, Bürger und Bauern. Die Markgrafen von Baden-Baden und Baden-Durlach, die Grafen von Eberstein und Leiningen, die Reichsstädte Straßburg, Worms und Frankfurt waren seine Schuldner. Bei seinem Tode betrug die an sie ausgeliehenen Kapitalien rund 300 000 Gulden, die an die Bürger und Bauern der Umgebungen ausgeliehenen Kapitalien rund 100 000 Gulden.

Bei all seinem Reichtum war Jakob Kast aber auch ein Mann von hervorragendem sozialem Empfinden. So wird ihm nachgerühmt, daß er viele arme Familien, die in seinen Diensten standen, ernährte. In seinem Testament bestimmte er eine Summe von 2000 Gulden, deren jährliche Zinsen auf den Jakobstag (25. Juli) und Ursulastag (21. September) seinen und seiner Gemahlin Namenstag, an die Hausarmen von Gernsbach, Hörden und der ganzen Grafschaft verteilt werden sollten. Diese Almosenstiftung wurde von seinen Erben um 400 und seinem Sohn Philipp um 500 Gulden vermehrt, die Stiftungsgelder durch Liegenschaften gesichert und von der Kastischen Familie unter Aufsicht des Landesherren verwaltet; die Familienmitglieder haften für die jährlich auszuteilenden 100 Gulden. Die Geldentwertung während des Dreißigjährigen Krieges und die veränderten landesherrlichen Verhältnisse gefährdeten den Bestand der Stiftung indessen derart, daß nur noch die Hälfte gerettet werden konnte.

Um das Jahr 1610 wurde Jakob Kast aus der Leibeigenschaft gelöst und zum markgräflich badischen Kammerrat ernannt, als welcher er im Jahre 1615 gestorben ist. Er soll nach Krieg v. Hochfelden vorher noch nach Gernsbach gezogen sein. Seine Gemahlin folgte ihm vier Jahre später im Tode nach.

Jakob Kast hinterließ sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter. Der älteste Sohn Johann Jakob wurde im Jahre 1589 in der Kirche zu Selbach bei Gernsbach mit der Tochter Klara des Schultheißen Wendel Nebel in Bingen kirchlich getraut. Er soll studiert haben. Seine Frau starb bald. Er verheiratete sich hierauf mit einer Straßburgerin, deren Namen nicht bekannt ist, zog nach Gernsbach und baute sich hier ein Patrizierhaus im Stile der Renaissance, im Jahre 1617, ein stolzes, solides Sandsteinhaus in reicher Gliederung, wie es nur wahre Kunstfreunde und wirklich Besitzende bauen können. Doch gefiel es der Gemahlin weder in dem Gernsbacher Prachtbau noch in dem schmucken Amtsstädtchen; sie sehnte sich wieder in den Schatten des Straßburger Münsters, und Johann Jakob Kast zog mit ihr nach Straßburg und schenkte seinen Bürgerpalast der Stadt, die ihn zu ihrem Rathaus umwandelte.

Der zweite Sohn war Philipp Kast. Er betrieb, wie sein Vater, den Murgschifferhandel von seinem Wohnsitz Hörden aus und war, wie dieser, ein bedeutender Geldgeber. Aus seiner Ehe mit Anna Robin (gest. 1670) gingen acht Kinder hervor, fünf Töchter, die in die Familien Zink und Kühhorn in Speier, Weiler und Etklinger im Murgtal und Mez in Durlach einheirateten, einen unverheirateten Sohn und zwei Söhne, Jakob und Philipp, welche letzterer das Kastische Geschlecht fortpflanzte. Von Philipp Kast stammen die meisten Murgschifferfamilien, wie Obrecht, Weiler, Kast, Schikard und Lemwich ab. Jakob Kasts Töchter verheirateten sich nach Speier oder Bingen.

Jakob Kast hinterließ seinen Kindern ein riesiges Vermögen. Bei der Testamentseröffnung 1619 (nach dem Tode der Ursula Kast Witwe) ergab sich ein Gesamtvermögen von 512 661 Gulden 2 Schillingen und 1 Pfennig. Es setzte sich zusammen aus ausgeliehenen Kapitalien in beträchtlicher Höhe, aus seinem Anteil am Murgschifferhandel und aus liegenden Gütern. Die Sage weis zu berichten, daß 5 Tonnen bares Geld vorhanden waren, so daß seine Erben es unter sich in Körben verteilten, wie ein Stich aus dem Jahre 1811 im Bilde zeigt. Nach der Sage soll sich ferner Jakob Kast ernst mit dem Gedanken getragen haben, sein Haus anstatt mit Stroh oder Ziegeln mit Silbertalern decken zu lassen. Hartmann gibt an, es seien an Leinwand und Gespinnstwaren bei Kasts Tode vorrätig gewesen: 2091 Ellen Flachstuch, 4803 Ellen Hanftuch, 2983 Ellen Bergtuch, 275 Pfund Flach, 294 Pfund Hanf und 208 Pfund Berg.

Die liegenden Güter setzten sich zusammen aus acht Häusern mit Scheunen in Hörden, Gernsbach und Hilpertsau, 54 $\frac{1}{2}$  Morgen Wiesen (1955 Ar), einem Garten, drei Krautgärten, 30 $\frac{1}{2}$  Morgen Aedern (1107 Ar) und 13 Morgen Reben (468 Ar).

Im Generallandesarchiv Karlsruhe befindet sich eine Zusammenstellung der liegenden Güter.

Kurz nach der Erbteilung erhoben Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, damals Inhaber der oberen Markgrafschaft, u. Graf Johann Jakob von Eberstein u. Philippine Barbara Gräfin von Eberstein geborene Freifrau von Fleckenstein als Vormünder des noch unmündigen Grafen Johann Philipp von Eberstein Klage gegen die Kastischen Erben wegen Nichterlegung der Erbschaftsteuer und des Abzugsgeldes der nach Bingen und Speier verzogenen Töchter Kasts, Anna Maria, Gattin von Dr. Bunn in Speier, Magdalena, Gattin des Schultheißen Nebel in Bingen, und Kunigunde, Gattin des Ratsherrn Jost Kopp in Speier. Das Gericht „condemnierte“ die Erben zu einer Geldstrafe von 130 000 Gulden, die an jeden der beiden Landesherren mit je 65 000 Gulden zu zahlen waren. Der Prozeß lief mehrere Jahrzehnte lang und kam schließlich auch ans Reichskammergericht. Die Akten des Prozesses (Generallandesarchiv Karlsruhe) umfassen zwei dicke Bände und die Zeit von 1620—1701.

Wann und wie der Prozeß ausging, ist in den Akten nirgends gesagt. Doch dürften die Kastischen Erben den kürzeren gezogen haben.

## Josephine Nebinger / Lorenzos letzte Stunde.

Es war am achten April des Jahres vierzehnhundertzweundneunzig.

In die funkelnde Bläue des Himmels stieg ein schwarzer Punkt und stand lange über dem sonndurchleuchteten Florenz, über Tal und Berg des frühlingsschimmernden Landes.

Und während er dort stand, lief durch die Stadt das Gerücht, daß Lorenzo Medici in der Villa Careggi plötzlich erkrankt sei.

Der Magnifico krank?

Einer der vielen Florentiner, den die Kunde überflog wie ein kalter Schatten, sah von ungefähr einen schwarzen Punkt in dem hohen, stimmernenden Blau.

Ein Falke? Ein Adler?

Der schwarze Punkt verlor sich. Das Auge vergaß ihn über dem andern: Der Magnifico krank?

Gestern noch war er gesund gewesen . . . ?

Es gab mehr als einen, der den Lorenzo haßte . . . Es gab Glücke, die kein Arzt als solche erkennen konnte . . . Vielleicht? Es war besser, das nicht auszusprechen —

Aber vielleicht auch war's eine Krankheit, wie sie jeden befallen konnte — am leichtesten einen, der mit so restloser Hingabe das Leben lebte wie Lorenzo . . . ?

Lorenzo Medici, „der Prachtige“, fühlte die Nähe des Todes.

Er hatte Abschied genommen von seiner Familie, von den Freunden, und hatte demütig das Sakrament aus der Hand des Priesters empfangen.

Nun lag er regungslos. Ein Klang, der schlafend in den Tiefen seiner Seele gelassen, wurde plötzlich wach. War es der dumpfe Schlag der Tür von San Marco, der in der dunklen Kirchentür verhauchte? War es die Stimme Fra Girolamos, die wie eine ehrene Art loschlug auf das Herz?

Erstarrt, betäubt, mit verglasten Augen lag der Magnifico. Ein Grauen irrte durch seine Glieder. Fühlbar rückte das Unentrinnbare näher; schwer, schwarz, erstickend drängte es heran. Näher — näher —

In Angst hoben sich seine matten Hände. Aber da war kein Halt. Nur das Gefühl eines gleitenden Fallens. Er fiel — — langsam, sachte, schwebend. Wie ein Blatt vom Baum. Wohin? Wohin? Immer tiefer. — —

Er wollte sich festhalten und griff ins Leere. Da häumte sein Lebenswille sich auf und rang in hilfloser Noth mit der Furcht, die ihn mit ihren fletschenden Zähnen angefallen. Er wollte flüchten vor ihr. Aber sein geängstigter Geist stieß gegen die Mauern des Unentrinnbaren.

Matt schlug er mit den Fäusten auf die seidene Decke. Sein Gesicht verzerrte sich. Seine heisere Stimme schrie einen Namen: „Fra Girolamo“ — —

Der Diener, der am Fußende des Lagers hinter den schweren Vorhängen stand, lief weg mit dem Befehl und kehrte alsbald wieder zurück auf seinen Posten.

Draußen, vor der stolzen Steinmasse der Villa Careggi schrien die Vögel, reckten in der sinkenden Sonne die Äste ihre mächtige, starke Pracht, sandte der Frühling seinen Duft wie Weihrauch in die goldglänzende Himmels Höhe.

Ueber das Gesicht des Magnifico floß ein rosenfarbenes Licht und wischte seine wächserne Bläse hinweg. Die blinden Augen tranken den Glanz in sich hinein, der sich mit linder Wärme hineinschmeichelte in die kraftlosen Glieder und der das Grauen, das sie band, auflöste in ein Gefühl sanften Ruhens.

Das matte Herz schlug schneller. Lorenzos Geist sprang auf in plötzlich befreitem, hellem Denken. Durch seine Seele läuteten Glocken des Lebens.

Er ein Sterbender? Bei allen Heiligen, nein — ein Genesender! Ein Genesender, den das Wunder des Lebens anlächeltel zerfloßen das Grauen, verfloßen die Ohnmacht und das schredenvolle Erschauern vor dem Tod. Das Leben umschloß ihn wieder mit seinen starken Armen. Ach, leben — wie ein Bergwasser über Felsen brausen, in die Wette stürmen, den Raum ver-schlingen, fernen Wundern und Herrlichkeiten entgegenstürzen! Facciamo festa tutavia — —

Sterben? Mit vierundvierzig Jahren stirbt man nicht an einer Krankheit, die so geringfügig war, daß die Aerzte ihr keinen Namen geben konnten.

Menschen wollte er sehen, Musik hören! Der junge Buonarroti sollte kommen und ihm zeigen, was er heute gearbeitet hatte. Polizian, Pico sollten ihn mit feingeschliffener Rede erquiden. —

Tiefer, glühvoller wurde das Leuchten, das hereinfloß zu den Fenstern. Ströme purpurner Rosen ergossen sich in das hohe Gemach. Und wie von ihnen entzündet und gejagt, raste ein Feuerstrom durch Lorenzos Adern.

Die Lust des Herrschens, die Lust des Liebens, die Lust, den Geist zu tummeln in stolzen Flügen, der Schönheit Festfale zu bauen — ja, ja! Facciamo festa tutavia! In einem Aufstodern wiederkehrender Kraft hob sich der Liegende.

Und sank schwer und hilflos zurück. Ein Wirbel dunkler Erschütterung durchrüttelte ihn. Mühsam rang er nach Lust.

Menschen — — ? Was waren Menschen, wenn der Abgrund des Todes sich auf-tat? Was war Musik? Ein wehes Geräusch! Licht? Schönheit? Ach, ein Schmerz der Augen!

Erlöschen das Aufstodern der abgebrannten Lebensflamme! Nichts blieb als der schwarze Nachen, der größer wurde, näher rückte und mit gierigen Zähnen nach ihm fletschte.

Und jetzt wieder das Gefühl des Fallens, eines langsam schwebenden, gleitenden Fallens — — wohin? wohin? Die Kirche hatte ihm durch Beichte und Absolution die Tür in den Himmel aufgeschlossen. Ach, Tür und Himmel waren fern! Eine dunkle Last türmte sich über ihm, erstickend, erdrückend: Sein Leben — er selbst!

Wieder ein heiseres Aufschreien Lorenzos: „Fra Girolamo!“ Und wieder lief der Diener weg. Kam wieder und meldete mit verstörtem Gesicht und zitternder Stimme: „Er wird in einer halben Stunde hier sein, Eure Herrlichkeit. Man holt ihn mit den schnellsten Pferden.“

Lorenzo biß die Zähne aufeinander. Ein Sterbender hat keine Zeit mehr zu verlieren, weiß nichts mehr vom trennenden Raum, fühlt nur die Gewalt seines letzten Verlangens.

Seine Lippen bewegten sich. Unruhig tasteten seine Hände auf der seidene Decke herum. Die Dual des Wartens peitschte ihn. Warum war er noch nicht da, er, nach dem seine Seele schrie? Er, der ihm gesagt hatte: „Ihn, den Girolamo Savonarola, habe Gott nach Florenz geführt und nicht der Lorenzo Medici.“ Er, der ihm gesagt: „Du sollst Gott fürchten, die Menschen lieben und nach dem Wohl des Staates statt nach dem eignen trachten.“ Er, der sagte: „Sei fromm, das ist das Wunder.“ Er, der ihm die Botenschaft geschickt: „Sagt dem Herrn Lorenzo bei Medici, er möge in sich gehen, denn Gott werde ihn seiner Sünden wegen ins Gericht nehmen. Sagt ihm ferner: Ich sei hier fremd, und er ein Bürger der Stadt. Ich aber würde bleiben, und er davongehen.“ Lorenzo ächzte. Ja, er mußte davongehen — mußte Florenz, mußte die Welt verlassen.

Aber zuvor mußte der Gottgesandte zu ihm kommen, mußte ihn entschuldigen, damit ihm die Sünden vergeben wurden, damit der Himmel sich ihm aufzum konnte. — —

Langsam verrann die Zeit. Mit brennenden Augen starrte Lorenzo in den Abend.

Da — ein Geräusch im Vorzimmer. Gedämpftes Flüstern — — Von der Tür kam es langsam her. Ein Mensch? Ein Schatten im Abendlicht?

Fra Girolamo Savonarola stand vor dem Bett und beugte sich über den Sterbenden.

Grüßend hob Lorenzo die Hand. „Mein Vater — —“ Der Diener verließ seinen Warteposten, ging auf den Fußspitzen in das kleine Seitengemach und blieb, eines Rufes gewärtig, hinter der angelehnten Tür stehen.

Die zwei, deren Augen ineinander lagen, achteten nicht auf ihn. Sie sahen nur sich.

Worte, leise wie das Rascheln fallender Blätter, irrten vorüber an den stummen Wänden.

Der Sterbende sprach. Ueber ihn gebeugt stand der Mönch, umweht von dem matten, fallenden Geräusch, das kaum noch Ähnlichkeit hatte mit einer Menschenstimme.

Da verstummte es plötzlich. Und nun reckte die schwarze Mönchsgestalt sich auf und hob betend die Hände. Und die Stille der Ewigkeit umhüllte ihn und den Sterbenden.

Der Atem einer tödenden Kälte entströmte der furchtbaren Stille.

Savonarolas Hände sanken jetzt herab. Er beugte sich abermals über Lorenzo. Seine Feueraugen umschlossen den Liegenden. Seine Stimme, die sonst wie eine harte, eiserne Glode ihr „Agite poenitentiam“ durch Florenz rief, war die eines Bittenden: „Glaubst du an den einzigen, lebendigen, barmherzigen Gott?“

Der Sterbende raffte alle seine Kräfte zusammen zu einem lauten „Ja.“

Es hallte wie ein Rotschrei durch das Gemach. Und wieder erklang Savonarolas Stimme: „Verspricht du, alle mit Unrecht genommenen Gelder zurückzugeben?“

Ueber Lorenzos Gesicht lief ein Zucken. War er ein Dieb? Er, der nur genommen hatte, um zu schenken, um Florenz schöner und das Volk fröhlich zu machen? Er war kein Dieb — nein, ein!

Aber da erhob sich eine Stimme in ihm, die ihm mitten im Rausch des Lebens oftmals zugerannt: „Du hast genommen, wo du nicht hättest nehmen dürfen!“

Ach, alles wurde plötzlich schredensvoll lebendig: Die Gelder aus dem Monte delle Fanciulle, die Gelder . . . ein Heer drohender Schatten umringte ihn. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn. „Gott ist hart“, stammelten seine blutlosen Lippen.

„Gott ist gerecht. Gibst du das zu Unrecht genommene Gut zurück?“ bat der Unerbittliche.

Dem Stöhnen eines gequälten Tieres gleich Lorenzos rauhes Ja.

Jetzt richtete Savonarola sich auf und stand starr wie eine Steinsäule. Seine Feueraugen glühten tiefer und seine Stimme wurde plötzlich zu der ehernen Art, die die Herzen zerschmetterte.

„Willst du dem Volk von Florenz die Freiheit wiedergeben?“ Als habe eine Faust ihn ins Gesicht geschlagen, fuhr Lorenzo auf.

Er rang nach Atem, nach einem Wort, seine Lippen bissen sich krampfhaft ineinander, seine Finger krümmten sich, als wollten sie eine Waffe umflammern.

Das Erbe seiner Väter, das Erbteil seines Sohnes! Die Herrschaft über Florenz? Das war kein Besitz — das waren empfangene und weiterzugebende Rechte und Pflichten! Florenz ohne Herrscher? Ein Rumpf ohne Kopf war das — — so hatte Lorenzo früher gedacht und gesagt.

Bejaht er noch die Klarheit, das zu denken? Sagen konnte er nicht mehr.

Halbansgerichtet starrte er mit schmerzverzerrtem Gesicht den Mönch an. Dann fiel er zurück und wandte den Kopf mit einer letzten, übermenschlichen Anstrengung der Wand zu.

Savonarola rührte sich nicht. Seine Augen brannten sich hinein in die regungslose Gestalt unter der Seibendecke. Seine Seele rang mit der Seele des Sterbenden.

Lorenzo wandte den Kopf nicht um. Nur der keuchende Atem verriet, daß er noch lebte.

Die Augen Savonarolas verdunkelten sich. In qualvoller Spannung wartete er auf ein Wort, eine Bewegung des Sterbenden.

Lorenzo rührte sich nicht. Sein Gesicht blieb der Wand zugewandt. Nur sein Atem ging schwerer und wurde röchelnd.

Da wandte sich die dunkle Gestalt vom Bett und ging, starr geradeausblickend, weg.

Als die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, stürzte der Diener herbei und sah, daß der Magnifico mit dem Tode rang.

Ein schriller Klingelton durchgellte das Gemach. Aus dem Vorzimmer drängte sich herein: Der Arzt, Piero, Lorenzos Freunde, das Gesinde.

Eine Handbewegung des Arztes, der, von Piero gefolgt, ans Bett trat, hielt die andern zurück.

Wo sie standen, fielen jetzt alle auf die Knie. Und über sie hin strich die heiser röchelnde Stimme des Todes.

Verhaltenes Schluchzen, murmelndes Beien gaben ihr Antwort.

Und dann jäh eine Stille, die jeden Laut verschlang. Lorenzo Medici hatte die Erde verlassen.